



## "Die wissenschaftliche Emancipation der Frau" Was würde Hedwig Dohm heute zu Deutschland sagen?

Prof. Dr. Uta Klein

Gender Research Group  
Institut für Sozialwissenschaften  
Christian-Albrechts-Universität zu Kiel

[www.gender.uni-kiel.de](http://www.gender.uni-kiel.de)

31. Mai 2010



Hedwig Dohm hätte nicht wenig gestaunt, hätte sie Einblick in die heutigen Universitäten und die hochschulpolitischen Diskussionen nehmen können.

Hochschulen stehen heute gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Anforderungen und einem enormen Modernisierungsdruck gegenüber. Während besonders für die deutsche Universität seit dem 18. bis weit ins 20. Jahrhundert hinein „Ideen, Theorien und Wissen“ Ausgangspunkt für die eigene Identität waren, müssen sie sich heute als Organisationen verstehen (vgl. Bauer/Gilch 2007). Es ist noch nicht so lange, dass Organisationsentwicklung selbstverständlich als „state of the art“ akzeptiert wird (vgl. ebd., Pellert 1999).

Zwar nimmt der Staat nach wie vor Einfluss auf die Hochschulen, aber dies zunehmend weniger in Detailsteuerung als vielmehr in Gesamtsteuerung: einer „neuen Freiheit“ mithilfe von Hochschulverträgen, Zielvereinbarungen und leistungsorientierten Mittelverteilungen. Nach innen entwickeln sie sich notgedrungen zu Organisationen mit neuen Managementkonzepten. Hochschulen als „Expertenorganisationen“ unterscheiden sich dabei selbstverständlich von Organisationen gewinnorientierter Unternehmen.

Aber noch von einer anderen Richtung kommt Modernisierungsdruck, was zu oft vergessen wird. Als eines der Ziele der Entwicklung der europäischen Bildungslandschaft wurde in der Bologna-Konferenz 2003 die soziale Dimension angemahnt: „dabei geht es um die Stärkung des sozialen Zusammenhalts sowie den Abbau sozialer und geschlechtsspezifischer Ungleichheit auf nationaler und europäischer Ebene“.

Daraus lassen sich Anforderungen an Demokratisierung der Hochschulen und Öffnung für die Gesellschaft ableiten. Hochschulen werden sich zunehmend stärker orientieren müssen an dem, was die Umwelt von ihnen erwartet.

Die Betonung von einem notwendigen Abbau sozialer und geschlechtlicher Ungleichheit in den Hochschulen als Teil einer Demokratisierung hatte der Soziologe Ralf Dahrendorf schon in den sechziger Jahren angemahnt. Er wies darauf hin, die damals begonnene Bildungsexpansion und die damit verbundene Bildungspolitik nicht als „Magd der Wirtschaftspolitik“ zu betrachten (nicht wenige forderten und fordern ja einen stärkeren Zugang zu höherer Bildung, um dem Mangel an Nachwuchs für die Wirtschaft abzuhelpfen), sondern an den Gedanken des Bürgerrechts auf Bildung anzuknüpfen, d.h. sie in eine Demokratisierungstradition zu stellen.

Dies hätte Hedwig Dohm gefallen, denn auch ihr lagen Gleichheit und Gerechtigkeit am Herzen.

Sie war Frauenrechtlerin und Schriftstellerin, sie war witzig und humorvoll, sie ging ideologiekritisch mit zeitgenössischen patriarchalen Werken um.<sup>1</sup> Hedwig Dohm lebte von 1831 bis 1919, war eines von achtzehn Kindern der aus einer armen Familie stammenden Mutter und eines jüdischen Tabakfabrikanten. Sie war wissbegierig und beneidete ihre Brüder, da sie als Fünfzehnjährige die Schule verlassen musste, um im Haushalt zu helfen und handarbeitend auf den Ehemann zu warten. Sie fand einen intellektuell Gleichgesinnten, Ernst Dohm, Chefredakteur eines satirischen Wochenblatts. Das Ehepaar bekam fünf Kinder – eine Tochter, Hedwig Pringsheim, war übrigens die Mutter von Katja Mann – ihr Haus war Treffpunkt Berliner Intellektueller und Künstler und Künstlerinnen - Alexander v. Humboldt, Theodor Fontane, Fanny Lewald und Franz Liszt verkehrten hier. Einige von Ihnen werden Hedwig Dohm als diejenige kennen, die bereits 1876 das Wahlrecht für Frauen forderte, in einer Zeit, in der sie dafür selbst von Protagonistinnen der Ersten Frauenbewegung kritisiert wurde, denen diese Forderung zu anmaßend erschien.

---

<sup>1</sup> Vgl. FemBio.org [Zugriff am 17.2.2010]

**Drei zentrale Fragen:**

- Ob Frauen studieren dürfen?
- Ob Frauen studieren können?
- Ob Frauen studieren sollen?

Als eine ihrer vielen feministischen Streitschriften erschien 1874 „Die wissenschaftliche Emancipation der Frau“, in der sie drei Fragen behandelt:

„Ob Frauen studieren dürfen?

Ob Frauen studieren können (im Sinne ihrer Befähigung)?

Ob Frauen studieren sollen?“

Drei Jahre zuvor, 1871, erging der Erlass des Kultusministeriums in Preußen, der das Studienverbot für Frauen festschrieb.

Es mag sie erstaunen, aber der Ausschluss von Frauen aus dem Studium zuvor war nicht formal-rechtlich. In den Jahrhunderten der ersten, alten Hochschulen ab dem hohen Mittelalter war der Ausschluss zwangsläufig gegeben, da zu diese ja religiös und vom Klerus dominiert waren. Später schafften es immer wieder vereinzelt Frauen zu studieren, zu promovieren und teils sogar Professorin zu werden. So ist Ihnen sicher Dorothea Christiane Erxleben ein Begriff, die 1754 als erste Frau in Deutschland promoviert (in der Reihe *Frauen der deutschen Geschichte* existiert eine Briefmarke von ihr). In der Regel studierten die Frauen in jener Zeit in Form der „informellen Partizipation“ (vgl. Blome 2005:23). Man könnte es auch unsichtbar nennen, denn wenn es einer Frau gelegentlich gestattet wurde zu studieren, dann musste sie hinter einem Vorhang stehen. In Göttingen absolvierte Dorothea Schlözer, die Tochter eines Professors für Geschichte und Politik, 1787 die Promotion. Bei

der Verleihung der Doktorwürde durfte sie allerdings nicht anwesend sein und musste in einem Nebenraum warten (ebd.:24).

Die Vorstellungen zu Frauenbildung bzw. zum Ausschluss der Frauen aus der höheren Bildung besonders im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts und dann zugespitzt im 19. Jahrhundert, zu Lebzeiten Hedwig Dohms und zur Zeit der Ersten Frauenbewegung, spiegelten das bürgerliche Familien- und Geschlechterideal wider. Wer den Erziehungsroman Emile von Jean Jaques Rousseau – dem geistigen Wegebereiter der Aufklärung - kennt, weiß um die unterschiedlichen Konzeptionen des autonomen, affektfrei erzogenen Emile als Mann auf der einen Seite und der Sophie, der sehr wohl in gewissem Maße gebildeten, gleichwohl aber immer auf den Mann bezogenen Frau, die ihre Legitimation aus dem Dasein für andere bezieht. Die Freiheit und die Autonomie, die auch Grundlage für einen contrat social sein sollten, galten in seiner Konzeption ausschließlich für Männer. Sämtliche Erziehungs- und Bildungsbestrebungen hatten das Mädchen und die Frau auf ihre zukünftige Rolle als Hausfrau, Gattin und Mutter und selbstverständlich nicht als Bürgerin vorzubereiten.

Da dies offensichtlich ein Widerspruch zu den Prinzipien der Aufklärung – Freiheit und Gleichheit aller Menschen – darstellte, setzte eine ungeheure Textproduktion ein, die diesen Widerspruch zu legitimieren versuchte. Es wurden „Geschlechtseigenthümlichkeiten“, später Geschlechtscharaktere heraus gearbeitet, die deutlich machen sollten, dass es eine natürliche Arbeitsteilung von Mann und Frau gebe. Und wir wissen heute, dass diese Ideologie der Geschlechterunterschiede – nach denen der Mann eben für die öffentliche Sphäre, die Politik, die Wissenschaft, das Recht prädestiniert sei und die Frau für die private Sphäre, für Familie, Haushalt und Erziehung - der ideologischen Absicherung der Privilegierung der Männer diene (vgl. Hausen 1976).

Nachdem sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Frauenbewegung organisierte und konkrete Emanzipationsforderungen erhob, wird die Idee der Unterschiedlichkeit der Geschlechter zur Idee der damit vollkommenen Ergänzung der Geschlechter regelrecht stilisiert. Besonders das Bildungsbürgertum übernahm das Bild der Geschlechterdichotomie, (für die Arbeiterschicht war es als Ideologie zwar auch Leitbild widersprach aber der Lebensrealität, da die Frauen ja auch in den Fabriken standen) weil nicht zuletzt die Bildungspolitik darauf hinwirkte, die Unterschiede zwischen den Geschlechtern zu vertiefen – es war ein erklärtes Bildungsziel (vgl. ebd.).

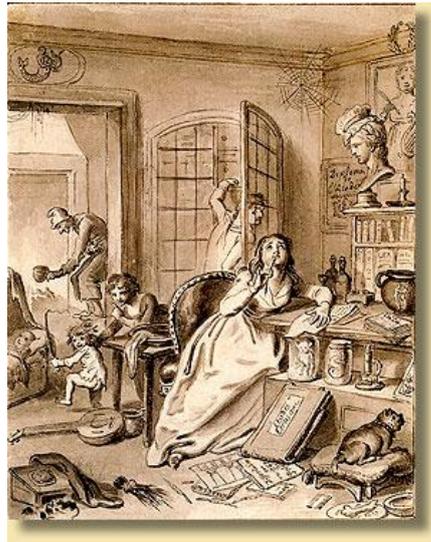
Dies ist ein Erbe, das wir bis heute spüren, denken wir nur an die vergeschlechtlichten Dichotomien wie Natur vs. Kultur; Emotionalität vs. Rationalität; Passivität vs. Aktivität;

Objekthaftigkeit vs. Subjekthaftigkeit – als Dichotomie vermeintlicher Weiblichkeit vs. Männlichkeit.

Die gelehrte Frau, das war das Schreckensbild, wie die folgende Abbildung aus dem Vortrag von Dr. Tanja Maier zum Bild der Wissenschaftlerinnen vor einigen Wochen hier an dieser Stelle zeigte.<sup>2</sup>

Die gelehrte Frau (J.H. Ramberg, 1802)

C | A | U



Vortrag von Tanja Maier: „Ein neues Bild der Wissenschaft?“, 3. Mai 2010, Kiel

Die gelehrte Frau hat eine Gelehrtenbürste, Gläser mit eingelegten Präparaten, ihrer Forschungsarbeit auf dem Boden, sie hat ein Diplom an der Wand. Frauen als Gelehrte das ist das Chaos, Spinnweben an der Decke, Mäuse in der Ecke, der Ehemann hat nichts zu essen, der Hund kein Fressen und ein Dieb stiehlt Sachen aus dem Kühlschrank.

Gegen das Studienverbot für Frauen mussten – angesichts der Gleichheitsversprechen der Aufklärung und der Gleichheitsforderungen der Frauenbewegung - eine Menge Geschütze aufgefahren werden, um diese Entrechtung, Ungleichheit und Ungerechtigkeit vermeintlich auch wissenschaftlich zu legitimieren. Diese Legitimationsversuche aus der vorwiegend naturwissenschaftlichen Wissenschaft kennen wir nun alle. Mal wurde belegt, dass Gehirn und Schädel der Frau für Wissenschaft ungeeignet seien (Theodor von Bischoff), mal dass die Beanspruchung des Gehirns bei Frauen zu Unfruchtbarkeit führe. Paul Julius Möbius' Werk ‚Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes‘ ist ein Bestseller zu jener Zeit.

<sup>2</sup> Tanja Maier (FU Berlin): „Ein neues Bild der Wissenschaft? Die visuelle und sprachliche Inszenierung von Forscherinnen und Forschern in populären Medien“, 3. Mai 2010, Wissenschaftszentrum Kiel.

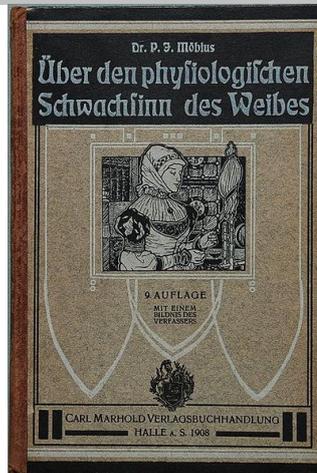
## Theodor von Bischof 1807-1882

## Paul Julius Möbius 1853-1907

### Das Studium und die Ausübung der Medizin durch die Frauen (1872)

„Frauen sind nicht zur Pflege der Wissenschaft berufen, darüber kann kein Zweifel herrschen.“

„Es fehlt dem weiblichen Geschlecht nach göttlicher und natürlicher Anordnung die Befähigung zur Pflege und Ausübung der Wissenschaften und vor allem der Naturwissenschaften und der Medizin.“



Nachdem Hedwig Dohm 1874 die vollständige Öffnung der Hochschulen fordert, trifft sie bei einem herrschaftlichen Empfang am Tisch auf einen hochdekorierten Oberst, der entsetzt ist, dass eine solch rebellische und sittenlose Person eingeladen ist. In einer ihrer Schriften erinnert sie sich an den Dialog<sup>3</sup>. Der Oberst: „Gnädigste, Sie werden mir zustimmen: Die Forderung Frauen in die Universitäten, gar Medizin studieren, absurder Gedanke. Stelle mir vor, meine Frau wäre Ärztin – ich lebte ja ständig in Angst, sie würde den Braten mit dem Skalpell tranchieren!“

Hedwig Dohm schaut den Oberst freundlich an und antwortet lächelnd: „Na, dann werden Sie doch Vegetarier, werter Herr!“.

Ab 1900 entstehen nun nach und nach Zulassungsverfahren von Frauen.

Die ersten Frauen werden entsprechend empfangen und kommentiert, wie diese Karikatur im Simplicissimus verdeutlicht.

<sup>3</sup> „Schicksale einer Seele“ (erschienen 1899).



**Frauenstudium**

“Kandidatin, sagen Sie mir, was fällt Ihnen an der Patientin auf?” –  
 “Daß das Mensch einen seidenen Unterrock an hat.”

Thomas Theodor Heine: Frauenstudium, in: Simplicissimus, Jg. 6, H. 5, 1901, S. 37.

Die Zulassung zu vielen akademischen Berufen aber erfolgt deutlich später. 1920 erst erhalten Frauen das Habilitationsrecht. Die ersten beiden Frauen auf ordentlichen Professuren sind Margarethe von Wrangell 1923 (Botanik) und Mathilde Vaerting in Jena (vgl. Wobbe 1997; Erziehungswissenschaft).

In Kiel habilitierte 1927 Melitta Gerhard, der 1965 die Ehrenbürgerinnenwürde an der CAU verliehen wird. Bezeichnend auch die Begründung der Ablehnung ihrer Habilitation in Heidelberg.

**CAU**  
Christian-Albrechts-Universität zu Kiel

**Melitta Gerhard**  
1891 - 1981

**Ablehnung der Habilitation in Heidelberg**

Begründung durch Friedrich Gundolf:

Er sähe zwar „die überdurchschnittlichen Eigenschaften der vorliegenden Produktion“ und erkennt diese auch an, doch ist er „grundsätzlich gegen eine Habilitation von Frauen (...), die keine Genies sind.“

Ingrid Bohn et al. 2001: Wissenschaftlerinnen an der Christiana Albertina, in: Demokratische Geschichte 14, S. 15-54.

Eine Liste der in Kiel promovierten und habilitierten und teils als Professorinnen tätigen Frauen finden Sie in einer Veröffentlichung von Ingrid Bohn u.a. (Bohn et al. 2001). Wir sollten hier noch einmal blättern, um Ideen auch für zukünftige Namensgebungen von Einrichtungen der Universität zu bekommen.

Ich möchte nun nicht jede Periode darstellen, sondern zur heutigen Situation kommen. Nur kurz: Nachdem zur Zeit des WK I ein Drittel der Studierenden weiblich war, wird ab 1920 vor einer „Überspannung der Emanzipation“ gewarnt (Blome 2005: 26). In der Zeit des Nationalsozialismus wurde dann die Quote eingeführt. Der Frauenanteil durfte sowohl bei den Abiturienten und Abiturientinnen als auch bei den Studienbeginnern maximal 10% betragen. Und wie in vielen anderen gesellschaftlichen Fragen hinterließ auch hier der Nationalsozialismus seine Spuren: nach dem Krieg etabliert sich die Ordinariatenuniversität unter fast vollständigem Ausschluss von Frauen begleitet von starkem Antifeminismus. Bis 1963 gilt überdies die Zölibatsklausel im öffentlichen Dienst: bei Heirat mussten Frauen aus dem öffentlichen Dienst austreten.

Mit zunehmender Demokratisierung wird einerseits der Ruf nach gleichem Zugang zu Bildung für Frauen lauter, andererseits die Bestrebungen zur Verteidigung der männlichen Hochschule stärker. Die Argumentationslinien knüpfen ungebrochen an das 19. Jahrhundert an, wenn beispielsweise, wie in einer Studie, die Hans Anger 1960 vorgelegt hat, die befragten Professoren und Dozenten sagen:



**Universität und Frau**  
Befragung von Hans Anger unter Professoren und Dozenten, 1960

### **Professoren/Dozenten zu weiblichen Hochschullehrern:**

„Weil Frauen nicht denken können. Oder schreiben Sie besser: weil das abstrakte Denken der Frau nicht so zu eigen ist, und weil die Ausbildung erwachsener Männer ihr nicht liegt.“

„Ich sage es sehr knapp und klar. Der Frau liegt das Auftreten auf dem Katheder nicht. Das ist ein sekundäres Geschlechtsmerkmal. Sie *kann* nicht öffentlich auf dem Katheder auftreten.“

„Weibliche Hochschullehrer sind immer häßlich. Wenn sie hübsch wären, wären sie geheiratet worden.“

„Weil zu einem Hochschullehrer die ganze Fülle einer männlichen Begabung gehört. Die Frau wird durch den langen Weg bis zum Ordinariat ihres weiblichen Wesens beraubt und physisch zerrieben. Die kluge Frau exponiert sich nicht so.“

Hans Anger 1960: Probleme der deutschen Universität. Bericht über eine Erhebung unter Professoren und Dozenten, Tübingen.

Die Eckpfeiler der letzten vierzig Jahre sind bekannt:

Die Hochschulstrukturen werden ab den siebziger Jahren demokratisiert – der Umbau zur Gruppenuniversität erfolgt – ab 1978 wird die Ausschreibungspflicht für Professuren über das Hochschulrahmengesetz festgelegt. Nach den Jahren der Bildungsexpansion, der gezielten Ausweitung schulischer Bildung für Frauen und untere soziale Schichten (Sie erinnern sich: die legendäre „katholische Arbeitertochter vom Lande“ als dem Ausdruck größter „Bildungsferne“) wird die Unterrepräsentanz von Frauen im Hochschulbetrieb ab den achtziger Jahren Thema, es folgen die Einrichtung von Frauenbeauftragten, von Gleichstellungsplänen, Sonderförderprogramme wie die Hochschulsonderprogramme HSP II und III des Bundes.

Wie sieht es heute aus?

Die Studierneigung ist bei jungen Frauen und Männern gleich. Wie im Jahresgutachten 2009 des Aktionsrats Bildung errechnet, liegt faktisch aber die Übergangsquote von der Schule zur Hochschule bei Männern um etwa zehn Prozentpunkte deutlich höher als bei Frauen und dies hat sich seit Jahrzehnten nicht geändert, wie das Konsortium Bildungsberichterstattung zeigt (vgl. Aktionsrat Bildung 2009). Ich betone das deswegen, weil angesichts der Bildungserfolge von Mädchen nicht selten populistisch pauschal von Bildungsbenachteiligung der Jungen gesprochen wird. Vor allem bei schlechteren Abiturnoten und im Falle der Herkunft aus Nichtakademikerhaushalten, studieren Frauen verglichen mit Männern seltener. (Wir wissen noch nicht, wie sich die gestuften Studiengänge langfristig auswirken, die bisherigen Prüfungszahlen weisen einen geringen Frauenanteil bei Masterabschlüssen gegenüber den Bachelorabschlüssen auf.)

Auch bei der Fächerwahl müssen wir etwas genauer sein, als die schnell daher gesagten vermeintlichen Gewissheiten nahelegen. Wenn wir nach den beliebtesten Fächern vorgehen – den „Top 20“ – dann studieren die Frauen „eben nicht in erster Linie typische „Frauenfächer“, sondern vor allem Fächer, die bei Frauen und Männern gleichermaßen bevorzugt werden“ (vgl. ebd.). Dies sind das Fächerpaar Betriebswirtschaftslehre (BWL) und Wirtschaftswissenschaften und auch die Rechtswissenschaft ist sowohl bei den Frauen als auch bei den Männern stark nachgefragt. Bei den Frauen folgt nach der BWL das Fach Germanistik bzw. Deutsch (Lehramt), das auch bei den Männern unter den 20 beliebtesten Fächern zu finden ist – ebenso die Rechtswissenschaft, die Medizin und die Mathematik.<sup>4</sup>

---

<sup>4</sup> Bei den Männern liegen zudem die Ingenieurwissenschaften, allen voran der Maschinenbau, vorne. Die drei klassischen Ingenieurwissenschaften Maschinenbau, Elektrotechnik und Bauingenieurwesen schaffen es bei den Frauen nicht auf die „Top 20“-Liste (vgl. ebd.)

	Anzahl Frauen	Frauen in Prozent	Anzahl Männer	Männer in Prozent
<b>Betriebswirtschaftslehre</b>	11.455	7,9	11.462	7,7
<b>Germanistik/Deutsch</b>	10.354	7,1	2.732	1,8
<b>Rechtswissenschaft</b>	7.014	4,8	4.650	3,1
<b>Medizin (Allg. Medizin)</b>	5.662	3,9	3.150	2,1
<b>Mathematik</b>	5.152	3,5	3.454	2,3
Anglistik/Englisch	4.806	3,3	1.530	1,0
<b>Biologie</b>	4.423	3,0	1.929	1,3
<b>Wirtschaftswissenschaften</b>	4.350	3,0	4.690	3,1
Erziehungswissenschaft (Pädagogik)	3.815	2,6	850	0,6
Sozialarbeit/-hilfe	3.486	2,4	970	0,7
Sozialwesen	2.997	2,1	721	0,5
Psychologie	2.983	2,0	699	0,5
<b>Chemie</b>	2.705	1,9	3.052	2,0
<b>Intern. Betriebswirtschaft/ Management</b>	2.501	1,7	1.873	1,3
<b>Architektur</b>	2.481	1,7	1.936	1,3
<b>Wirtschaftsingenieurwesen</b>	1.963	1,3	7.682	5,2
Interdisz. Studien (Schwerpunkt Sprach- und Kulturwissenschaft)	1.849	1,3	581	0,4
<b>Geschichte</b>	1.820	1,2	1.874	1,3
<b>Politikwissenschaft/Politologie</b>	1.632	1,1	1.922	1,3
Medienkunde/Kommunikations-/Informationswissenschaft	1.608	1,1	763	0,5

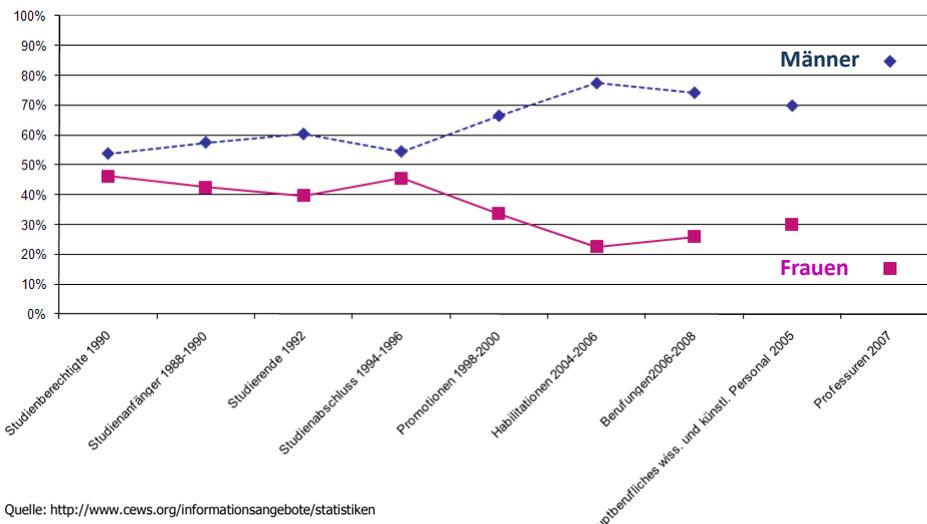
Abbildung 50: Die 20 beliebtesten Studienfächer nach Geschlecht (Studienanfänger im WS 2006/2007; vgl. Statistisches Bundesamt 2007c)

Wenn wir auf die Zusammensetzung der Fächer schauen, dann zeigen sich große Unterschiede: in den Sozial-, Sprach- und Kulturwissenschaften und bei der Medizin sind Frauen in der Mehrzahl, lediglich in Physik, Informatik und den Ingenieurwissenschaften studieren deutlich mehr Männer.

Kommen wir zum Arbeitsfeld Wissenschaft – wie sieht es da aus? Wir sehen hier das klassische Scherendiagramm – eine retrospektive Verlaufsanalyse wissenschaftlicher Karrieren von Imken Lind und Andrea Löther (2007). Ausgangspunkt sind die Berufungen 2006-2008. Für diese Kohorte rückblickend ist das Geschlechterverhältnis bei Studienanfang bis zum Studienende noch gleich. Bei den Promotionen sehen wir dann bereits ein Auseinanderdriften, der Frauenanteil sinkt um 6 Prozentpunkte, bei Habilitationen dann von da aus nochmal um 11 Prozentpunkte.

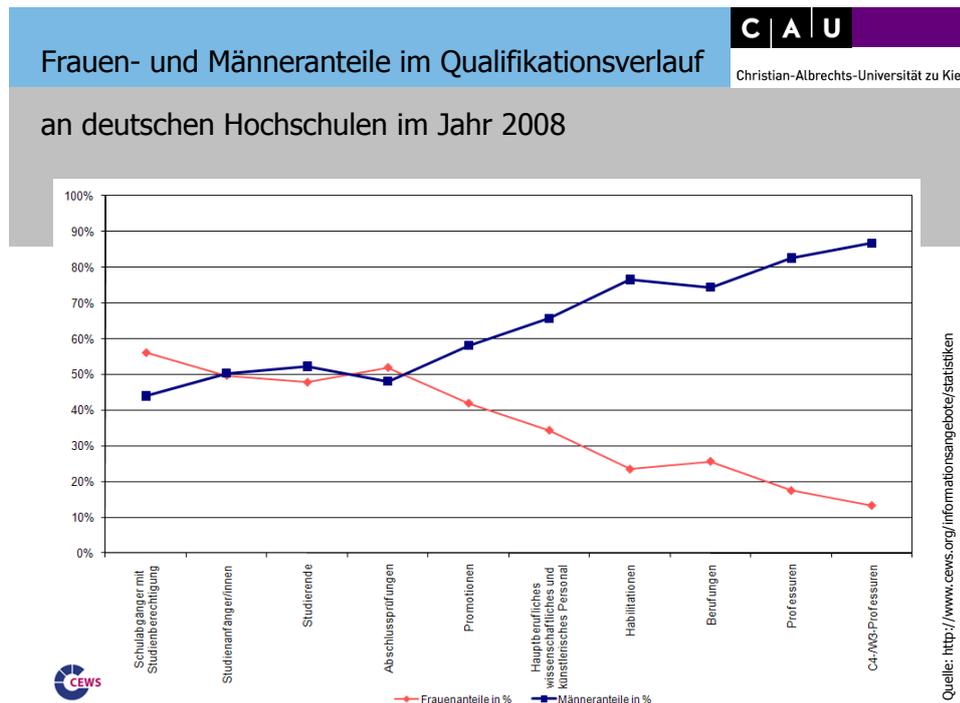
Frauen- und Männeranteile im Qualifikationsverlauf

Analyse idealtypischer Karriereverläufe:  
Studienbeginn (1986) bis Berufungen (2004-2006)

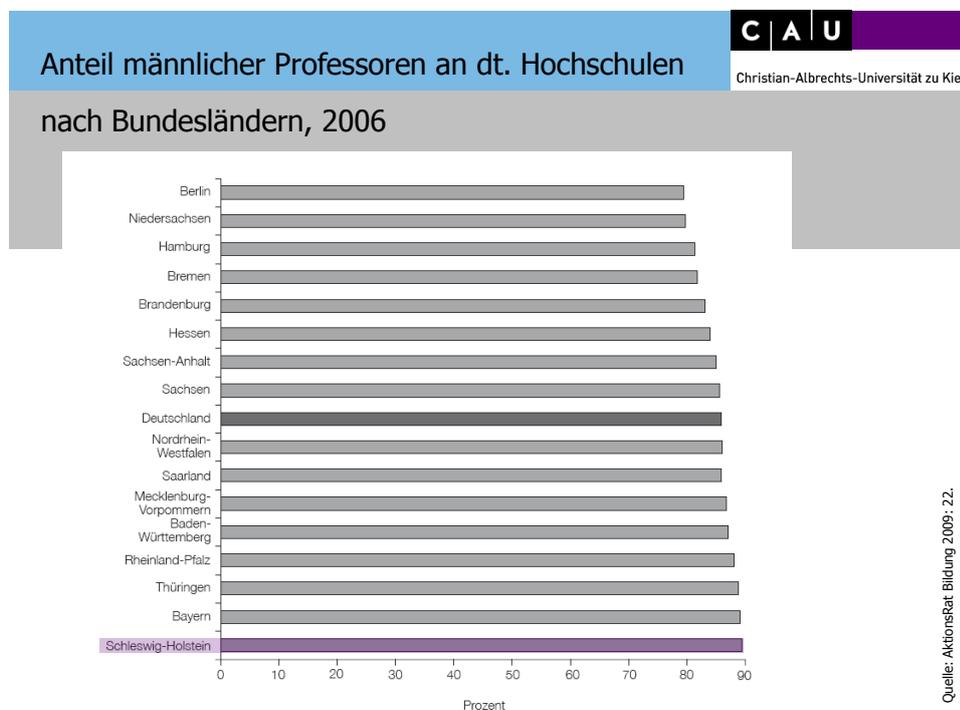


Quelle: <http://www.cews.org/informationsangebote/statistiken>

Die Graphik für die Momentaufnahme 2008 sehen Sie hier – wir haben ja inzwischen ein ausgewogenes Geschlechterverhältnis beim Studienbeginn.

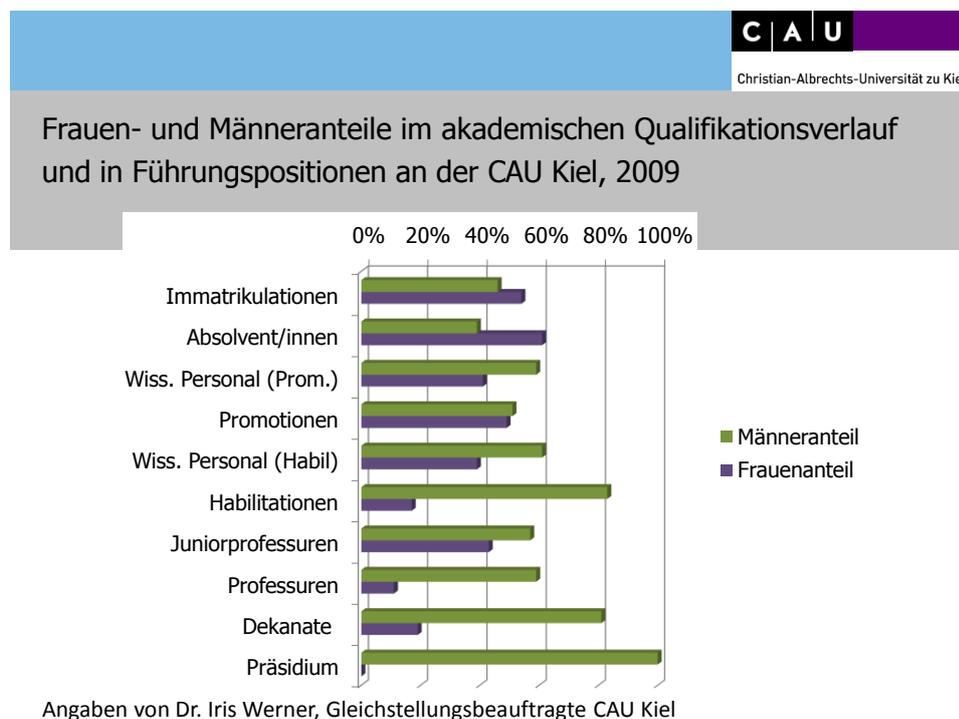


Dass überproportional viele Frauen auf dem wissenschaftlichen Karriereweg zur Professur verloren gehen und nicht zuletzt als Vorbilder für junge Studentinnen fehlen, zeigt sich in allen 16 Bundesländern und wir sehen hier, dass Schleswig-Holstein am schlechtesten da steht.



Insgesamt sind die Stadtstaaten gegenüber einer Hochschulkarriere von Frauen aufgeschlossener als die Flächenstaaten. Berlin erwirbt hinsichtlich des Anteils an Professorinnen bundesweit einen Spitzenplatz: Mit über 21 Prozent Professorinnen liegt die Hauptstadt deutlich über dem Durchschnitt in Deutschland von 15 Prozent (vgl. Aktionsrat Bildung 2009).

Wie sieht es in Kiel aus?



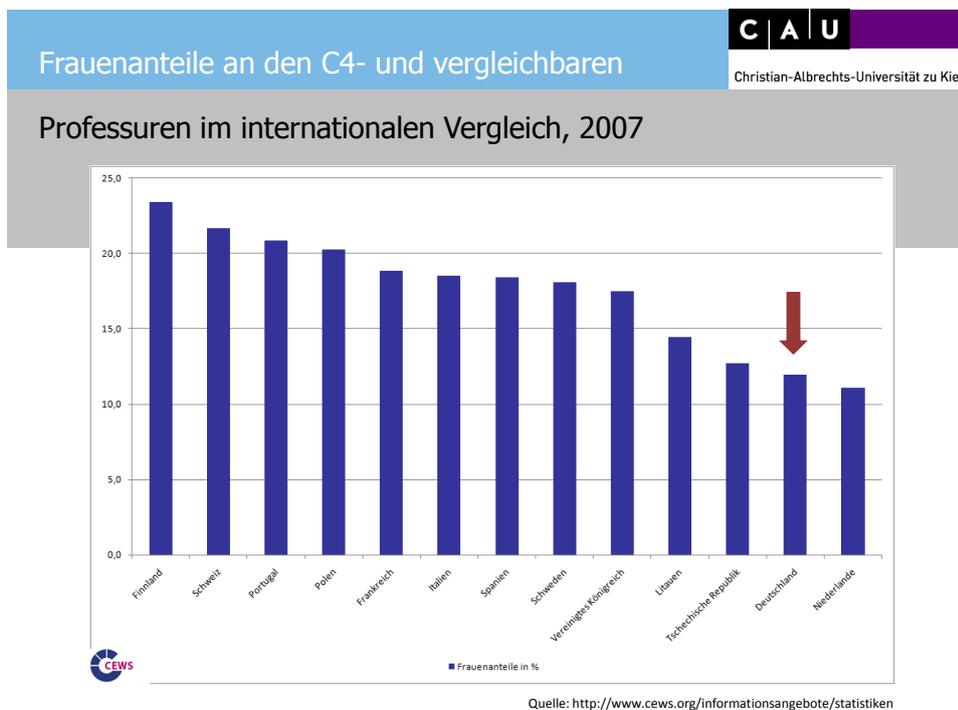
An dieser Stelle ein Hinweis auf einen sehr irritierenden Fakt: die drop out Rate von Frauen während der wissenschaftlichen Laufbahn ist am höchsten in den Fächergruppen, in denen überproportional viele Frauen studieren (vgl. Matthies/Zimmermann 2010). D.h. sie haben offenbar – anders als der Eindruck, den wir oft auf den ersten Blick haben – genau in den Fächergruppen die schlechtesten Aussichten, in denen sie während des Studiums in der Überzahl sind. Eine Kohortenanalyse 1986-2005 zeigt hier den Einschnitt beim Übergang zur Promotion.

Bei den ausgeglichenen Studienfächern Rechts-, Wirtschafts- und Sozialwissenschaften war für die Kohorte Studienbeginn 1986 der Anteil der Promovendinnen bei 25%, der Habilitandinnen bei 20%, die vergleichsweise nicht schlechte Zahl an Professorinnen kommt durch eine hohe Zahl an Fachhochschulberufungen zustande (Lind/Löther 2007).

Bei den Fächern mit einem bereits im Studium geringen Frauenanteil bleibt die Zahl konstant niedrig.

„Über alle Fächer hinweg hatten Absolventen der Jahrgänge 1991-93 eine fast dreimal so hohe Chance auf eine Professur wie ihre Kommilitoninnen: 1,2 % der Absolventen gegenüber 0,4 % der Absolventinnen wurden auf eine Professur berufen. (Lind/Löther 2007: 264f.)

Deutschland ist im europäischen Vergleich ein Schlusslicht.



Wie ist es zu erklären, dass Frauen stärker am Aufstieg im Arbeitsfeld Wissenschaft und ganz besonders dann in Spitzenpositionen behindert werden? Die Frauen- und Geschlechterforschung hat dazu eine Reihe von Untersuchungen und unterschiedlichen Erklärungsansätzen vorgelegt und es liegt auf der Hand, dass eine Vielzahl von Faktoren hier eine Rolle spielen – angefangen von geschlechtlicher Arbeitsteilung in der Gesellschaft, über normative Vorstellungen über richtige und falsche Lebensverläufe bis zu institutionellen Verfestigungen von Rollenstereotypen. Das was auf den ersten Blick aussieht wie eine Folge von individueller Wahl und Entscheidung des Studienfachs, der Entscheidung gegen eine wissenschaftliche Laufbahn, ist „in hohem Maße geprägt und beeinflusst [ist] von den Institutionen, Strukturen und sozialen Beziehungen im Wissenschaftssektor selbst“, so Sandra Beaufays und Beate Kraus (2005).

Ausschließungsmechanismen gegenüber Frauen sind Ergebnis der Wissenschaftskultur, darauf wies Daniela Heitzmann<sup>5</sup> in ihrer Einführung zum Nachwuchsnachmittag an dieser Stelle vor vier Wochen hin.

Die Geschlechterkultur ist Bestandteil unserer Wissenschaftskultur, die stark in Dichotomien verhaftet ist, der Gegenüberstellung von Subjekt und Objekt, aktivem Subjekt und passivem Objekt, ersteres ist der männliche Geist, letzteres die weibliche Natur. Der wissenschaftliche Erkenntnisprozess ist als vernünftig, objektiv und rational idealisiert – männlich konnotierte Merkmale.

Zahlreiche Studien weisen darauf hin, dass es eine „Anerkennungskultur“ gibt, die geschlechtsselektiv wirkt und Frauen entmutigt. Die o.g. Studie zeigt Akte der Missachtung auf, denen Wissenschaftlerinnen nicht selten ausgesetzt sind: Frauen haben in Diskussionen weniger „impact“ wie eine der befragten Postdocs sagt. Sie werden häufiger unterbrochen, ihre Leistungen werden häufiger angezweifelt, auf ihre Arbeiten wird nicht so oft verwiesen, ihre Beiträge in Diskussionen werden nicht selten im Nachhinein männlichen Rednern zugeschrieben (vgl. ebd.).

Das Idealbild des Wissenschaftlers ist männlich konnotiert - es werden Eigenschaften wie Autonomie, Ausdauer, Disziplin, Frustrationstoleranz, Einsatzbereitschaft imaginiert. Frauen wird weniger zugetraut, diese Eigenschaften erfüllen zu können. Dieser „idealtypische Wissenschaftler“ wird im Wissenschaftsbereich habituell hergestellt (vgl. Beaufays). D.h. unbewusst und sehr subtil werden Männer als passender für eine Professur empfunden. Professorinnen stehen, das zeigen Studien, wie auch in anderen Führungspositionen unter Dauerbeobachtung.

Hier spielen auch andere Kategorien eine erhebliche Rolle. Pierre Bourdieu hat gezeigt, wie sich auch soziale Schichtzugehörigkeit habituell verankert und wir wissen, dass besonders der deutsche Hochschulbetrieb zu einem nicht geringen Ausmaß eine Elitenreproduktion darstellt (vgl. Hartmann 2002). Andere Ausschließungsmechanismen wie ethnische Zugehörigkeit, möglicherweise sexuelle Orientierung sind bisher kaum erforscht.

Die Wissenschaft als Arbeitsmarkt unterliegt nicht grundsätzlich anderen Mechanismen als der übrige Arbeitsmarkt auch. Anhand der Analyse verschiedener Berufe lässt sich sehr gut zeigen, dass mit zunehmender Frauenpräsenz – was oft als Feminisierung bezeichnet wird –

---

<sup>5</sup> Daniela Heitzmann (CAU Kiel): Input „Wissenschaftskultur als Geschlechterkultur“ zur Podiumsdiskussion mit Professorinnen und Professoren der CAU Kiel zum Thema „Nachwuchsförderung“, 30. April 2010, Wissenschaftszentrum Kiel.

der Status und das Prestige sinken. Ein Teil unbewusster Abwehr von zu vielen Frauen im eigenen Job, auch im Professorenjob, ist die Angst vor der Entwertung des Amtes.

Zudem müssen wir unterschiedliche Fachkulturen bedenken. Relevant für die Karriereverläufe von Frauen könnten die epistemischen Kulturen sein, d.h. die Art und Weise, wie Erkenntnisgewinnung von Wissenschaft verläuft. Bettina Heintz u.a. (2007) zeigen drei Merkmale auf, die Einfluss auf geschlechterstereotype Zuschreibungen bei der Leistungsbewertung von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern nehmen: das ist der Grad der Standardisierung der epistemischen Praktiken, das Ausmaß der wechselseitigen Abhängigkeit bei der wissenschaftlichen Arbeit und die Trennung von Beruflichem und Privaten.

Eine stärkere Standardisierung scheint dadurch Chancen für Frauen zu erhöhen – dies hat der Präsident Fouquet für die Berufungsverfahren dargelegt. Also da, wo die Bewertung sich mehr auf die Leistung konzentriert als auf die Person, da scheint die automatische Bevorzugung von Männern geringer zu sein. Und Leistung ist eben nicht Leistung als solche, sondern immer nur die Darstellung von Leistung – das ist das tückische (vgl. Beaufays/Krais 2005).

Dass die Verfahren zur Nachwuchsrekrutierung und Personalentwicklung formalisiert und transparenter gemacht werden müssen, ist auch Bestandteil der „Empfehlungen zur Chancengleichheit von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern des Wissenschaftsrats“ (16. Juli 2007). Als weitere Schwerpunkte werden genannt: Modifizierung der Leistungsbewertung, Work-Life-Balance: Zeitgemäßere Formen von Wissenschaft als Beruf und Quoten und Anreizsysteme. Und ganz wichtig, so Jutta Allmendinger, die Präsidentin des Wissenschaftszentrums Berlin: „Wir brauchen klare Zielvorgaben – und Sanktionen in einer Höhe, die weh tut“ (2009: 7).

Als letzten Punkt nochmal ein Hinweis auch auf diejenigen, die nicht im Wissenschaftsbetrieb bleiben wollen. Aus einer Absolventenbefragung des CHE für Betriebswirtschaftslehre 2008 ergeben sich geschlechterdifferenzierende Befunde für den Berufseinstieg. Zunächst zeigt sich, dass ein deutlich höherer Anteil der Männer angegeben hat, ohne eigene Suche ein Jobangebot und dann auch einen Job erhalten zu haben. Knapp 70% der befragten Frauen bejahen die Aussage „Ja, ich habe eine Beschäftigung gesucht“ gegenüber nur knapp 60 % der Männer. Dem gegenüber gibt fast ein Viertel der Männer an, „ich habe eine Beschäftigung gefunden, ohne zu suchen“.

Wenn wir dies nochmal differenzieren. sehen wir eine Benachteiligung der Frauen auch von Seiten der Hochschullehrer.

## nach der CHE-Absolventenbefragung 2008

		Geschlecht				Gesamt	
		Frauen		Männer		Anzahl	Prozent
		Anzahl	Prozent	Anzahl	Prozent		
A. Bewerbungen auf Stellenausschreibungen	Nicht genannt	258	11,8	409	17,4	667	14,7
	Genannt	1922	88,2	1946	82,6	3868	85,3
B. Initiativbewerbungen	Nicht genannt	967	44,4	1166	49,5	2133	47,0
	Genannt	1213	55,6	1189	50,5	2402	53,0
C. Eigene Stellenausschreibungen	Nicht genannt	2080	95,4	2240	95,1	4320	95,3
	Genannt	100	4,6	115	4,9	215	4,7
D. Kontaklierung durch Arbeitgeber	Nicht genannt	1803	82,7	1792	76,1	3595	79,3
	Genannt	377	17,3	563	23,9	940	20,7
E. Arbeitsamt	Nicht genannt	1493	68,5	1844	78,3	3337	73,6
	Genannt	687	31,5	511	21,7	1198	26,4
F. Private Vermittlungsagentur	Nicht genannt	1952	89,5	2138	90,8	4090	90,2
	Genannt	228	10,5	217	9,2	445	9,8
G. Hilfe von Lehrenden der Hochschule	Nicht genannt	2013	92,3	2103	89,3	4116	90,8
	Genannt	167	7,7	252	10,7	419	9,2
H. Vermittlungshilfen der Hochschule	Nicht genannt	2029	93,1	2154	91,5	4183	92,2
	Genannt	151	6,9	201	8,5	352	7,8
I. Kontakte aus Praktika im Studium genutzt	Nicht genannt	1222	56,1	1321	56,1	2543	56,1
	Genannt	958	43,9	1034	43,9	1992	43,9
K. Private Kontakte/Beziehungen	Nicht genannt	1525	70,0	1694	71,9	3219	71,0
	Genannt	655	30,0	661	28,1	1316	29,0
L. Sonstiges	Nicht genannt	2026	92,9	2225	94,5	4251	93,7
	Genannt	154	7,1	130	5,5	284	6,3

Quelle: AktionsRat Bildung 2009 (Abb. 73)

Absolventinnen von BWL-Studiengängen schreiben insgesamt häufiger eigene Bewerbungen als Männer – dies gilt sowohl für Initiativbewerbungen als auch für Bewerbungen auf Anzeigen. Dem gegenüber haben ihre männlichen Kommilitonen häufiger angegeben, dass sie selbst von Arbeitgebern angesprochen wurden, und häufiger konnten sie auch auf die Hilfe von Hochschullehrern zurückgreifen.

## Fazit

Das Thema der Chancenungleichheit zwischen den Geschlechtern bei gleicher Qualifikation ist politisches und vor allem hochschulpolitisches Reizthema. Akteurinnen und Akteure mögen sich manchmal fühlen wie es Hedwig Dohm ausgedrückt hat: „Man kommt sich auf dem Gebiet der Frauenfrage immer wie ein Wiederkäuer vor“.

Viele Akteurinnen und Akteure in diesem Feld sind oft erstaunt, welche irrationalen Reaktionen es hervorruft. Wir erleben es immer wieder: Da behaupten Professoren exakt gleiche Bewertungsmaßstäbe für Frauen und Männer zu haben, ohne sich auch nur eine der Studien dazu anzuschauen.

Die Provokation des Themas scheint darin zu liegen, dass die Fakten alleine schon einen Angriff auf Gewissheiten bedeuten. Die wissenschaftlichen Ideale werden angegriffen, das Objektivitätsideal, die Überzeugung, alleine die Leistung führe zum Erfolg.

Die Nachweise eines Androzentrismus in den Wissenschaften – die Frauen- und Geschlechterforschung hat den Androzentrismus in Epistemologie und Methodologie hinreichend offen gelegt - und im Wissenschaftsbetrieb sind daher höchst provokant. Hinzu kommt, dass Hochschulen Expertenorganisationen sind und als Expertenorganisationen sind sie höchst widerständig gegenüber Innovationen, da diese mit Routinen und Standards brechen.

Im Zuge der Modernisierung kommen jedoch die Hochschulen nicht darum herum, Vielfalt zu lassen. Vielfalt in der Profilbildung aber auch Vielfalt in der Gestaltung von Karrierewegen und in der sozialen Zusammensetzung.

Auch die Wissensproduktion modernisiert sich. Sie orientiert sich an so genannten „Modus 2“ (Nowotny u.a. 2004) – damit ist eine Wissenschaftsproduktion gemeint, die sich an gesellschaftlicher Nützlichkeit misst, die transdisziplinär vorgeht, die in Dialog mit der Gesellschaft tritt und intern neue Organisations- und Kooperationsformen praktiziert. Der Druck auf das Wissenschaftssystem ist gestiegen.

Diejenigen Hochschulen werden diesem Anspruch am ehesten gerecht werden, die sich einerseits was die Organisation anbetrifft für Gleichstellung in jeglicher Hinsicht, für insgesamt öffnen und auch bezüglich der Wissensproduktion Erkenntnisse über Gender und Diversity zur Kenntnis nehmen und einbeziehen.

## Literatur

AktionsRat Bildung 2009: Geschlechterdifferenzen im Bildungssystem – die Bundesländer im Vergleich. Fakten und Daten zum Jahresgutachten 2009. München.

Allmendinger, Jutta/Hohn, Alice 2009: Chancengleichheit: Wir brauchen Sanktionen, die wehtun. In: Humboldt kosmos Nr. 94.

Bauer, Yvonne/Gilch, Harald 2007: Der Change Parcours – Eine Methode der Organisationsentwicklung in Hochschulen. In: Peter Altvater/Yvonne Bauer/Harald Gilch (Hg.): Organisationsentwicklung in Hochschulen. Dokumentation. HIS: Forum Hochschule 14.

Beaufaÿs, Sandra/Krais, Beate 2005: Doing Science – Doing Gender. Die Produktion von WissenschaftlerInnen und die Reproduktion von Machtverhältnissen im wissenschaftlichen Feld, in: Feministische Studien 23/1, 82-99.

Blome, Eva u.a. (Hg.) 2005: Handbuch zur universitären Gleichstellungspolitik. Von der Frauenförderung zum Gendermanagement? Wiesbaden.

Bohn, Ingrid et al. 2001: Wissenschaftlerinnen an der Christiana Albertina, in: Demokratische Geschichte 14, S. 15-54.

Hartmann, Michael 2002: Der Mythos von den Leistungseliten. Frankfurt am Main.

Heintz, Bettina/Merz, Martina/Schumacher, Christina 2007: Die Macht des Offensichtlichen. Voraussetzungen geschlechtlicher Personalisierung in der Wissenschaft, in: Zeitschrift für Soziologie 2007, 36/4, 261-281

Lind, Inken/Löther, Andrea 2007: Chancen für Frauen in der Wissenschaft – eine Frage der Fachkultur? Retrospektive Verlaufsanalysen und aktuelle Forschungsergebnisse, in: Revue suisse des sciences de l'éducation 29/2, 249-272.

Matthies, Hildegard/Zimmermann, Karin 2010: Arbeitsfeld Wissenschaft und Geschlechtersegregation. In: WSI-Mitteilungen Nr. 5, 264 – 270.

Nowotny, Helga/Gibbons, Michael/Scott, Peter 2004: Wissenschaft neu denken. Wissen und Öffentlichkeit in einem Zeitalter der Ungewißheit, Weilerswist.

Pellert, Ada 1999: Die Universität als Organisation. Die Kunst, Experten zu managen. Wien.

Wobbe, Theresa 1997: Wahlverwandtschaften. Die Soziologie und die Frauen auf dem Weg zur Wissenschaft. Frankfurt/M. – New York.